

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker

Nicolai, Friedrich

Berlin [u.a.], 1775

Sechster Abschnitt.

urn:nbn:de:gbv:45:1-360

Sechster Abschnitt.

Einmal, nach dem Mittagessen, hatte Herr F. von Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale verlangt. Als sie geendigt war, schlug Hr. F. weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die, unter diesem Himmelsstriche, oft den Sommer tagen weit vorzuziehen sind, einen Spaziergang auf den Weidendamms vor. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Witzten in einer bewohnten weitläufigen Stadt erblickte er eine große grüne Wiese, mit Weiden bekränzt, hoch und belaubt, wie sonst nur Ulmen und Linden zu seyn pflegen; *) dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig, zwischen beiderley Ausflüchten den silberreinen Spreestrom, von Schwämmen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen dieses reizenden Anblicks, er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe

*) Im Jahre 1773 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber die schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreiber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

felbe in tiefen Gedanken einher gieng, und anstatt auf seine entzückten Ausrufungen zu antworten, einmal tief seufzete.

„Was fehlt Ihnen? fragte ihn Sebaldus, Sie scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.“

„Ihre Geschichte, antwortete Hr. S. bringt mir das ganze finstere Gemälde der Intoleranz und der Priestergewalt lebhaft wieder zu Gemüthe. Ich bin selbst ein Opfer derselben gewesen. Ich habe erfahren, was es heiße, seine gesunde Vernunft unter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Diktirer gefangen zu nehmen; ich habe erfahren, welchen bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigennütigen Geistlichen darbieten, um ihre Absichten in der Stille auszuführen; ich habe erfahren wie bitter der Haß ist, den sie augenblicklich gegen jeden, den sie einer Abweichung zeihen können, erregen können, so lange das Volk in der Meinung unterhalten wird, daß solche Vorschriften unwiederruflich fest stehen bleiben müssen.“

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Hr. S. erzählte sie folgendermaßen:

„Ich war in meinen jüngern Jahren dritter Diakon an der Kirche einer Stadt eines kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, ich hatte Freunde.

Der Superintendent war ein ganz feiner Mann, der in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten, wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Mängel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu beyzutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter vier Augen, davon sprechen. Er freuete sich, daß ich selbst dächte. Ich durfte ihm meine Zweifel vortragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Hauptneigung dieses alten Mannes war die Naturgeschichte, und zwar hauptsächlich die Nomenclatur und Klassifikation derselben, welches nun freylich eben nicht meine Neigung war. Er wollte mich belohnen, indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft aufnehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese sammelten Insekten, Vögel, Steine, Verfeinerungen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Liebhabern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der Superintendent die Theologie lieb, und keinen Insektenflügel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne erbauliche Nutzenwendung ließ. Dieß war alles

, ganz

ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langweilig war. Ich fieng also nach einiger Zeit an, seltener in die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so viel ich konnte, mit auf die Insektenjacht zu gehen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superintendenten; dem so freundschaftlich er war, hatte er doch den kleinen Fehler, daß er sich derer ganz bemächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er ordnete ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen, er erdachte für sie die Vergnügungen, die sie sich machen sollten, und er hatte für alles weise Gründe anzuführen, denen man nicht widersprechen durfte. Ich durfte mir also nicht merken lassen, daß Sammlereyen und Klassifikationstabellen, wie er sie liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, sonderlich wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß, keinesweges aber der Verstand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als eine väterliche Weisung, einprägte: „daß Spekulation den Geist nicht bessere, daß man, bey tieffinnigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein Deist bleiben könne, daß hingegen durch Walpurgers Kosmotheologische Betrachtungen *) schon mancher Freygeist bekehret worden sey.“ Er

D 5

stichelte

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

, stichelte mit solchen Worten zugleich auf den Um-
 , gang, den ich mit einem jungen Officier angefan-
 , gen hatte, einem Jünglinge, der gute Gaben und
 , gute Bestimmungen hatte, der, ob er gleich ein wacker-
 , rer Soldat war, gleichwohl die Wissenschaften liebte,
 , und sich, gleich mir, gern mit philosophischen und
 , moralischen Untersuchungen beschäftigte. Dieser Um-
 , gang hatte auf keine Weise den Beyfall des Super-
 , intendenten; denn weil er von der Würde des geist-
 , lichen Standes einen sehr hohen Begriff hatte, so
 , wollte er, daß ein Geistlicher nur mit Personen sei-
 , nes eignen Standes, oder mit andern alten ernst-
 , haften angesehenen Männern umgehen sollte. Er
 , verlangte, jeder Schritt sollte verrathen, daß er zu
 , den Lehrern des menschlichen Geschlechts gehöre; er
 , verlangte, daß er, mehr als alles, vermeiden sollte,
 , sich auf irgend eine Art zu compromittiren; daß er
 , sich beständig bedächtig anstellen, und sogar auf der
 , Straße langsamer gehen sollte, als die Layen. Ich war
 , freylich anderer Meinung. Ich bildete mir ein, es
 , wäre sehr nützlich, wenn ein Geistlicher sich im Um-
 , gange nicht auf Personen seines Standes einschränk-
 , te, sondern auch öfters mit Weltleuten umginge;
 , ich glaubte, er würde dadurch ein gewisses freies
 , Wesen ablegen, das man von der Universität, und
 , aus

aus dem Kandidatenstande mitbringt; er würde, wenn er die mannichfaltigen Einsichten und Verdienste von Personen anderer Stände oft vor Augen hätte, sich den Lehrerten abgewöhnen, der bey verständigen Leuten den Prediger nie würdiger macht, oft aber wohl zur Zurückhaltung und zum Kalkül Anlaß giebt; er würde, wenn er sich der Sitten, Beschäftigungen, Vergnügungen, die andere Menschen haben, nicht schämte, weit eher ihr Zutrauen erhalten, er würde sie genauer kennen, und folglich auch ihren Gemüthszustand besser beurtheilen lernen, als wenn er bloß mit Leuten umginge, die mit ihm aus eben demselben Compendium der theologischen Moral raisonniren, in welchem nicht selten Dinge, als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die oft ein einziger Blick in die Natur des Menschen, und in den Lauf der Welt, widerlegt.

Dieß waren die Vortheile, die ich mir von der Freundschaft mit dem jungen Officier, und von den ausgesuchten Gesellschaften versprach, in die er mich zuweilen führte. Indessen brachte dieser mein weltlicher Umgang mir bey dem Superintendenten ungezweifelten Nachtheil. So wie ich den Zirkel überschritt, den er mir angewiesen hatte, ward er kälter und feyerlicher gegen mich, und, ohne daß

er sich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl merken, daß seine Zuneigung gegen mich abgenommen hatte.

Mein Unstern trieb mich endlich, ein Buch zu schreiben, worinn ich mich über gewisse dogmatische und moralische Materien, über die ich lange und reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß machte im Städtchen Aufsehen. Weder der Superintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebst ihren Vorfahren seit drey Generationen, hatten jemals ein Buch geschrieben. Man hielt mich also für naseweise, daß ich, als der jüngste Diakon, hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbst der Superintendent billigte diesen Schritt nicht, besonders war ihm die dreiste und freymüthige Art, mit der ich verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, sehr mißfällig.

Vergebens erinnerte ich ihn, daß dieses eben die Sätze wären, über deren Wichtigkeit wir oft in unsern Unterredungen übereingekommen waren, und die ich zum Theil oft aus seinem eignen Munde gehört hätte.

„Das war ganz etwas anders, versetzte er, etwas ernst: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier Augen untersuchen, aber man muß sie nicht öffentlich sagen. Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, hätten

„teit

„ten sich hierüber so positiv erklären sollen. Wir müß
 „sen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloß
 „stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten,
 „und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu seiner
 „Besserung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
 „Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ist's am be-
 „sten, daß er sie ganz verschweige, aufs höchste kann
 „er lateinisch darüber schreiben, für gelehrte Theolo-
 „gen, die davon so viel in die Welt können kommen
 „lassen, als sie nöthig finden..“

„Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
 „der große Haufen über gewisse Wahrheiten belehret
 „würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel deß-
 „halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
 „gelehrten davon schwiegen, weil sie den Weltleuten oft
 „aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
 „denkenden Köpfen, schon längst bekannt geworden wä-
 „ren, und wenn sie nicht näher beleuchtet und erör-
 „tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
 „thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
 „wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
 „heit nicht hätte ermangeln lassen, sondern verschie-
 „dene Gedanken verschwiegen hätte, die ich öffentlich
 „bekannt zu machen noch nicht für rathsam hielt.
 „Ich entdeckte ihm einige, sie gefielen ihm nicht, er
 „wollte

wollte mich widerlegen, ich suchte mich zu vertheidigen, und was das schlimmste war, ich hatte Recht, und er ward hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an, that einen Wachtspruch, und brach das Gespräch ab.

Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und haßte er noch mehr, als den, der alles beym Alten ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch, um sich zugleich selbst desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen mehrern Muth, die schon längst den jungen gelehrten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.

Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlichster Unterhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders auf

auf dem Beichtgelde. Zu der Zeit, da die Layen glaub-
 ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
 dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
 könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
 lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
 in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
 eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
 zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
 große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
 zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
 Ceremonie ausgäbe, und hat theils die Absolution
 viel seltener verlangt, theils viel karglicher bezahlt.
 Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
 so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
 ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
 aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
 von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nutz-
 zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
 Art von Industrie gendthigt. Sie fiengen an in
 die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern noth-
 wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
 erkundigen, ihre Zwißigkeiten zu erforschen, damit
 sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
 dungen das Zutrauen der reichen Bürgerweiber zu
 gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß
 , der

der Pfarrer etwas fürs Geld that, bezahlten ihn auch reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zuckersülze, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein christlicher Bürgersohn, der im geistlichen Stande nur ein gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Wächter, oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte, haben können, es schwerlich der Mühe werth finden, ein Prediger zu seyn. Meine Kollegen übten diese Künste in ihrem ganzen Umfange aus, und hatten auch vollkommen Muße dazu, weil sie weder durch Studien noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden, Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von meinen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.

Ich würde den Mangel, der mich drückte, den noch gern ertragen haben, weil ich mich, von Jugend auf, gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen. Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und verständigtes Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbindung mit derselben für die größte Glückseligkeit meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkommen, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um derselben willen wünschte ich eine Verbesserung meiner Umstände. Indessen war mit dem Verluste

der

der Freundschaft des Superintendenten auch alle Hoffnung dazu, in meiner jetzigen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht zu rathen gewußt, wenn nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine eintägliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume verschafft hätte.

Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des Gnadenjahrs heurathete ich meine Braut, und träumte von weiter nichts, als von Glück und von Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein Wetter wider mich zusammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Gerüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteinfeger in meiner Dörce lasen eine philosophische Abhandlung, die nicht für sie geschrieben war, und fanden Kezerey über Kezerey darinn.

Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich meine ganze Gemeinde wider mich eingenommen, die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wunderthier an, und drängten sich vor mein Haus, um

E

, den

den neu angekommenen Keker zu sehen. Zugleich erfuhr ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem andern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß man, für die Stadt, noch eine besondere Formulam committendi habe, die von abgeschmackten Schuldistinktionen voll war, und daß man (weil mein Gegner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig gewesen war, als beym Pöbel,) derselben noch, wider die Kekerereyen, die man von mir besorgte, drey spißsündige und verfängliche Klauseln einverleibt habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein Amt anträte.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettelstab, und meine Frau, die ich wie meine Seele liebte, die seit einigen Monathen schwanger war, stürzte ich in das äußerste Elend.

Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Verlegenheit, und ich suchte doch, aus Färtlichkeit, meinen traurigen Zustand meiner geliebten Gattinn zu
 , verbets

verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit
 ,Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei-
 ,nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Länd-
 ,straße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte
 ,in demselben eine Zeitlang herum geirret, als mir
 ,unvernuthet ein hagerer blasser Mensch entgegen
 ,ließ, dem die Verzweiflung an der Stirn geschrieben
 ,war. Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ges-
 ,icht, und foderte, mit einem schrecklichen Fluche, mein
 ,Geld oder mein Leben. Ich war erschrocken, und
 ,wehlos. Ich gab ihm also meinen Beutel, der,
 ,von einigen Thalern kleiner Münze schwer, mehr
 ,werth schien, als er es war. Der Räuber sah ihn
 ,mit starren Augen an, und rief: „Mein! das ist
 „zu viel!“, Er band den Beutel auf, wollte etwas
 ,heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er
 ,warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie,
 ,hielt mir den Beutel vor, und schrie laut:

„Mein! ich kann nicht! Mein! lieber Herr! ich
 „bin kein Straßenräuber! ich bin ein unglücklicher
 „Vater. Geben Sie mir selbst nur so viel, daß meine
 „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute
 „Hungers sterben.“

Ich rief voll Entsetzen: „Nimm, Freund! ich bin
 „arm, aber nicht so arm, als du!“, Indem hörte ich

in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten ihr. „Mann! was willst du machen!“, schrie sie, und sank halb todt zu meinen Füßen.

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen verschmachten sehen!“, rief er mit wildem Tone.

Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und was dieß alles bedeuten sollte?

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch Frau und Kinder ernähren. Ich steng also an mit

„Nähe

„Måhe einen Stuhl zurecht zu bringen, und webte
 „Kottonade. Dieses Zeug war dort bisher noch
 „unbekannt gewesen, es fand viele Käufer, sobald
 „es bekannt wurde. Plözlich ward ich auf das Rath-
 „haus gerufen, und bekam Befehl, meine Arbeit ein-
 „zustellen. Ich fragte erstaunt: weswegen? Weil
 „Ihr ein Wuscher seyd, rief der Altmeister der Raths-
 „macher, welches die stärkste Zunft in der Stadt
 „war, weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt, und
 „weil Ihr kein Meisterstück gemacht habt. — In Döh-
 „men, erwiederte ich, giebt man keine Lehrbriefe, son-
 „dern es kann jeder weben, wer will, und was er
 „will, und was das Meisterstück anbetrifft, so seht
 „meine Waare an, ob sie nicht so gut ist, als irgend
 „Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug sollt Ihr
 „gar nicht machen; es ist verboten, sagte ein Raths-
 „herr sehr ernsthaft. — Weswegen? sagte ich noch
 „mehr erstaunt. — Weil es nicht der Vorschrift ge-
 „mäß ist; weil es der Grundverfassung der Stadt zu-
 „wider seyn würde. Schon vor langen Jahren ha-
 „ben die Gewerke Streit miteinander gehabt, und
 „da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden, was für
 „Zeuge, und wer sie machen soll, die Leinweber Lein-
 „wand, die Tuchmacher Tuch, und die Rasmacher
 „Rasch. — Aber, lieber Gott! rief ich, was kann ich

E 3. *der Stadt nicht zu, dafür.*

„dafür, das derjenige, der das Gesetz machte, alle
 „möglichen Zeuge in Leinwand Tuch und Nisch ab:
 „theilte, und daß keiner daran dachte, daß es auch
 „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum,
 „hieß es, Euer Gesuch ist wider alle gute Poliecy,
 „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht
 „dulden wollen, oder man wird Euch Ernst weisen. „
 „Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn
 „ich leben wollte, und so kamen des andern Tages
 „die Altmeister, schlugen meinen Stuhl auseinander,
 „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs
 „Rathhaus. — Ich schrie über Gewalt. Hat man
 „Euch nicht genug gewarnt? sagte der Rathsherr fro:
 „stig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers
 „sterben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer sagt
 „denn, sprach der Rathsherr mit weißer Miene, daß
 „Ihr nicht arbeiten sollt, Ihr sollt nur nicht solches
 „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden
 „wollen; es sind ja sonst Handwerke genug. — Aber,
 „lieber Herr! sagte ich, die werden auch zünftig seyn,
 „und werden mich nicht aufnehmen, und denn habe
 „ich einmal nichts anders gelernt, als Kottonade
 „weben. — Ich merke wohl, Ihr seyd widerspenstig;
 „seht zu, ob man Euch sonst wo dulden will, bey uns
 „werden wir Euretwegen die Gesetze nicht ändern: —
 „dieß war mein Abschied. „

„Ich

„Ich mußte also mit meiner Familie fort. Ge-
 „stern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt
 „an, wo man uns nicht einlassen wollte, weil wir
 „keinen Paß hatten. Ich besaß keinen Heller mehr,
 „wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegessen.
 „Wir mußten in diesem Walde unter einem Baume
 „bleiben, die Kinder schrien bis nach Mitternacht um
 „Brod. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts
 „geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges
 „Schlummern, erwachte ich vor Sonnenaufgang;
 „ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder,
 „und dachte voll Entsetzen, daß sie alle in diesem
 „Walde verschmachten müßten. Ich erblickte von
 „fern einen einzelnen wohlgekleideten Menschen. Die
 „Verzweiflung gab mir einen bösen Rath. — Ich
 „stürzte einen Augenblick bey dem ersten Schritte, den
 „ich that; aber der Anblick meiner schwächenden Kin-
 „der brachte mich aufs neue in Mut. — Und
 „wenn er sich wehrt, und deiner mächtig wird? dacht
 „ich. — Ey nun! so mag man mich gefangen neh-
 „men, aber denn wird man doch meine Frau und
 „Kinder im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte
 „wie ein Unfünftiger auf Sie zu, aber Sie wehrten
 „Sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr, als
 „ich für die isige Noth brauchte. Wars nicht ab-
 „scheulich,

„schenklich, den Mann zu berauben, der mir gutwil-
 „lig würde gegeben haben. — Ich bin in Ihren
 „Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen,
 „aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und
 „Kinder.“

„Ich war äußerst gerührt. Ich lies diesen un-
 „glücklichen Leuten, was im Beutel war, und eilte
 „fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.“

„Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann lei-
 „det auch, weil die Vorfahren ein Symbolum für
 „die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben
 „soll, auf Tuch, Masch und Leinwand eingeschränkt
 „haben! Und dieser übelverstandnen Formalie wegen
 „sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er
 „ist in Verzweiflung gerathen. Natürlich! das
 „zähmste Thier wird wütend, wenn es seine Jungen
 „darben siehet! — Und ich, der ich auch Vater bin,
 „soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben
 „zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschrei-
 „ben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst
 „und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle an-
 „dern, die damit in Kollision kommen, weichen müs-
 „sen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Kö-
 „nige und die Priester haben den Erdkreis unter sich
 „getheilt, so das nichts mehr übrig ist. Auf dem
 „Flecke,

Flecke, auf dem ich athme, regiert jemand, wohin
 ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren.
 So wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne
 Regenten seyn, oder mir Regenten und Regie-
 rungsform nach meinem Gefallen einrichten kann,
 eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner
 besondern Religion, leben. Jede Religionspartey,
 die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich ge-
 zogen, habe ich nicht ihr Schibolet, so heißt noch
 Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich
 kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber
 wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die
 die mich wieder ausstößt. Wohl denn! ich will blei-
 ben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern
 kann.

Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unter-
 schrieb, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein
 Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen
 und Weichte sitzen und Kranken trösten sahen, so
 wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir ver-
 söhnt, und wunderten sich selbst, wie sie mich für
 einen so garstigen Ketzer hätten halten können. Aber
 nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der
 Hand stillschwiegen, nur auf eine Gelegenheit lau-
 teten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

E s

gab

gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Abhandlungen ohne meinen Namen, die ich in ein Wochenblatt einrücken ließ. Mein Superintendent entdeckte bald, daß weder die Rechtfertigung, noch die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, noch die Homöopathie, an der Stelle standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde vor eine meinretwegen niedergesetzte Kommission citirt. Man begegnete mir im voraus als einem teuflischen Ketzer, man verlangte Erklärung, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen Büchern, *quia*, beystiele, oder nicht? Ich vertheidigte mich, und brachte die Kommissarien noch mehr in Harnisch; denn sie hatten einen bloßen Widerruf, und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Absetzung war unwiderruflich beschlossen, und ich hätte vielleicht mein Leben, als ein Uebelthäter, in einem Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge Officier, sich abermals meiner angenommen, und mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichsgrafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Grafen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechtes

, mit

mit unüberwindlicher Macht entgegensetzen, daß allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut sprechen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Graf volljährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und danke Gott, daß ich in einer Lage bin, in der ich meine Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Ausdrücke auf Schrauben setzen darf.

„Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große Glückseligkeit, die man in Berlin genießet. Hier ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine Gedanken sagen darf, wo man niemand verkehret, wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem Maße herrschen.“

„Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Meinung, sagte Hr. S. lächelnd. Freylich, wer, so wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der Meinung des Publikums abhängen darf, kann in Berlin denken und sagen, was er will; mit demjenigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es eine ganz andere Sache. Die Regierung begünstigt die Freyheit zu denken, besonders in Religionsachen; wir

wir haben auch einige sehr würdige Geislichen, die die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht vöslig so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so wenig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt, geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen.

Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie auswärts in einem ganz andern Mufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten, und wer weiß von was für istenmehr. Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions-sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden gehört, die man anderer Orten vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne öffentliche Ahndung zu befürchten.

Nein! öffentliche Ahndung hier freylich nicht. Unsere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen von Religions-sachen deshalb nicht bessert, wenn man sie einschränkt und ahndet, sondern ^{dahin} vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen Meinungen. Daher machen gute und schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel

viel Aufsehen, als an andern Orten. Hierdurch
 geschieht es, daß sich in Berlin, in dieser Absicht,
 die Menschen mehr so zeigen, wie sie sind. Sie
 können in Berlin vielleicht unter spekulativen Ge-
 lehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung
 für unnöthig halten, und unter lockern Weltleuten
 auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber
 Leute von solchen Grundsätzen werden sie unter Ge-
 lehrten und unter Weltleuten allenthalben, ob-
 gleich nur etwas verborgner, finden können, und in
 Berlin machen sie gewiß eine sehr geringe Anzahl
 aus. Wenigstens, wer solche Meinungen an sich
 merken läßt, wird weder hochgeschätzt noch geliebt
 werden. Der Berlinische Pöbel ist noch eben so
 beschaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nach-
 dem er eine erbauliche Predigt wider die Freigeister
 gehört hatte, dem bekannten Edelmann die Fenster
 einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, sind auch un-
 sere guten Berlinischen Bürger überhaupt zu nichts
 weniger, als zu so freyen Meinungen, geneigt. Ich
 wollte wohl Bürge für sie seyn, daß sie auch nicht
 einmal die geringste Heterodoxie verschlucken wür-
 den, sie müßten sie denn etwa, mit gutem Herzen,
 für Orthodoxie halten.

Das

„Das dächte ich doch nicht. Sie müssen neuere Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.“

„Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen andern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftsteller und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dogmatik abgehen, oder irgend worinn über die Schnur hauen sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite der Vernunft, als von der Seite der erhitzten Einbildungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutschland hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir Inspirirte hatten, welche weissagten und Wunder thaten, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und ist, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich eher sagen, sie wären pietistischer als heterodox.,
Pietistischer

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums, das Predigen in Versen verboten ward.

„Pietistisch? rief Sebaldus aus; die Bürger
von Berlin pietistisch!“,

„Ja! Ja! versetzte Herr S. pietistisch, oder
orthodox von der pietistischen Seite; denn
Sie wissen, es sind noch nicht funfzig Jahre,
daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen
Orthodoxie und zwischen der pietistischen Or-
thodoxie geführt wurden, und zu der letztern
hat sich ein großer Theil der Einwohner von
Berlin schon damals und in der Folge geneigt:
woher wäre sonst der große Beyfall entsan-
den, den nebst Leuten, wie Spener und Schade,
auch Fuhrmann, Schulz, Woltersdorf und
andere nach einander gehabt haben.“

„Sie reden von vergangenen Zeiten, seitdem aber
hat sich wohl in Berlin vieles gar sehr abgeändert.“

„In den Schriften, die herauskommen, ist die Ver-
änderung geschwinder und allgemeiner, als in den
Gemüthern der Einwohner gewesen. Diese sind, in
Absicht auf Religionsgesinnungen, noch beynähe eben
das, was sie vor vierzig Jahren waren. Ich habe so-
gar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen
nach den Gegenden der Stadt, wo sie wohnen, modifi-
ciren. In der alten guten Stadt Berlin findet man
noch alte Gewohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die
Pfarre

,Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai,
 , am Marktenmarkt, und in der Stralauer Straße
 , bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
 , reine Orthodorie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
 , noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiederge-
 , burt können disputiren hören; desgleichen haben die
 , Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
 , städten noch alle löbliche Anlage auf einen Keßer
 , mit Fäusten loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
 , gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
 , Freygeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
 , es auch, wo der Probst Reinbeck, im Haudens-
 , schen Buchladen auf der Schlossfreyheit, seine Be-
 , trachtungen über die Augspurgische Konfes-
 , sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
 , und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
 , Vernunft, für die Orthodorie, aufgeworfen hatten,
 , ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
 , tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
 , auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
 , ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichern
 , Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
 , und man wird die Neigung für die Orthodorie viel
 , stärker finden, ja ich vermuthet, daß sie bey den Ger-
 , kern, Pergamentmachern und Seifensiedern in
 ,

Zenz

Neukölln bis zum Eifer steige. In den dumpf-
 gen Gassen des Werders wohnen die Separas-
 tisten, welche Gott einsam dienen; in den hie-
 her gelegenen die stillen Sichtsianer, *) die ruhige
 Beschaulichkeit lieben, und unerkannt wohlthun. Um
 die Gegend der Hospitalkirche zu St. Gertraut
 fangen die Herrnhuter an sich zu zeigen, und so
 wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichs-
 stadt anfangen, so fangen auch die Religions-
 gesinnungen der Einwohner an, lustiger und ge-
 stiger zu werden. Pietisten, die in Gefühlen und
 innigen Empfindungen ihre Religion suchen, und
 Schwärmer von allen Gattungen, finden sich hier,
 und der innere Trieb der Naschmacher und Woll-
 kämmer bricht hier oft in Erbauungsstunden und
 Weißagungen aus. Die Dorotheenstadt wird
 zum Theil von kezerischen Reformirten und Franz-
 josen bewohnt. Aber in allen Gegenden der Stadt
 ist eine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft
 in Gesellschaften angetroffen habe, denen man es
 anmerkt,

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich sehr
 rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen, (zuweilen vor-
 etzigen tausend Thalern,) die sie giebt, und zwar mehrens-
 theils so unbekannter weise, daß man die Geber nur
 muthmaßen kann.

3 anmerkt, daß sie niemals weder Orthodorie noch
 3 Heterodorie untersucht haben, bey denen es hinge-
 3 gen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll,
 3 wie es war. Es giebt unter ihnen so gar delirirte
 3 Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauens-
 3 zimmern tändeln, und doch die Nase rümpfen könn-
 3 en, wenn sich die geringste Kezerey spüren läßt.

3 Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebald
 3 Dus; denn wenn solcher Leute in Berlin viele sind,
 3 so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwür-
 3 dig vor, daß hier die Erleuchtung und die Frey-
 3 heit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir
 3 vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß
 3 diejenigen, die aus Trägheit und Nachlässigkeit die
 3 Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am
 3 meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und
 3 Nachlässigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer,
 3 selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch
 3 Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthüm-
 3 mer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht unter-
 3 suchen mag.

3 In diesen Gesinnungen werden viele Einwohner
 3 Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und viel-
 3 leicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.

Siebena